

An der Südgrenze des Ländchens, vielleicht 1500 Fuß über dem Meerespiegel, liegt — in einer Felsenenge eingeklemmt — die schweizerische Bergfestung Luziensteig in romantisch-schöner Lage. Der Name derselben bewahrt das Andenken des heiligen Luzius, des großen Apostels Rhätien's, welcher einst in Irland eine Königskrone niederlegte und mit des Papstes Cleutherius Zustimmung in diese Gegend kam, wo er unter den heidnischen Rhätiern zuerst das Licht des christlichen Glaubens anzündete. Noch steht oben auf der Anhöhe die uralte Kapelle, die er selbst gebaut haben soll, an dem Orte, wo er — wie die Volkstradition erzählt — mit einer Stimme gepredigt hat, die man bis Feldkirch hinab hören und verstehen konnte.

Von der Luziensteig führt ein liebliches Wiesenthal, immer mehr sich ausdehnend, abwärts in das Rheinthal, nach Balzers, dem obersten Dorfe des Fürstenthums Liechtenstein.

Schon seit den Zeiten der Römer, die durch diese Thalschlucht ihre Heere nach Germanien führten, war dieses Thal seiner natürlichen Lage wegen zum Kriegszugplatz außersehen und Tausende haben hier ihr Grab gefunden. Im Jahre 1622, als die Prättigauer durch einen allgemeinen Volksaufstand Oesterreich's Oberherrlichkeit abzuschütteln suchten und in Ermangelung von Pulver und Kanonen mit Sensen und Prügeln zum Freiheitskampfe auszogen, lieferten sie hier ein Treffen, aus dem nur ein kleiner Theil der österreichischen Mannschaft den Keulen der wüthenden Prättigauer entrann. Im Mai 1799 kämpften hier die Oesterreicher unter General Hoge gegen die Franzosen. Aus kleinlicher Eifersucht von seinem General hüßlos verlassen, opferte sich da der Oberst St. Julien, der — nach tapferer Gegenwehr von der feindlichen Uebermacht erdrückt — mit seiner ganzen Mannschaft fiel.

Mitten im schönen Rheinthale auf einem alleinstehenden Hügel erheben sich die alte Beste Gutenberg, malerisch noch in ihren Trümmern, und das neue fürstliche Schloß gleichen Namens. Steigen wir für einen Augenblick den Hügel hinan, auf dem einst Ritter und Knappen im Waffentanze sich übten, jetzt aber die liebliche Rebe blüht, um zuerst dem Schlosse, dann der Ruine einen Besuch zu machen.

Der Name des Schlosses Gutenberg ist erst seit einigen Jahren in fremden Landen besser bekannt geworden. Früher die zeitweilige Sommerresidenz des regierenden Landesfürsten, ist dieses Haus nun die neue Heimath deutscher Flüchtlinge geworden, welche durch den schmachvollen „deutschen Kulturkampf“ über die heimathlichen Grenzen gejagt wurden. Seine jetzigen Bewohner sind nämlich „Schwestern der christlichen Liebe“, die als Affiliirte der Jesuiten aus Konstanz scheiden mußten und nun hier ihr Töchterinstitut neu errichtet haben.

Wer hätte je gedacht, daß das winzige Land Liechtenstein, welches man nicht einmal auf jeder Karte Europa's findet, dazu außersehen wäre, Zuflucht und Schirm deutscher Verbannter zu sein! Da kommt mir denn dieser Duodezstaat auf einmal recht groß vor! Die Liechtensteiner müssen doch eine recht respektable Macht sein, eine Macht, die jenen schrecklichen Feind nicht fürchtete, vor dem selbst das neue deutsche Reich mit seiner preussischer Spitze zitterte!

Dieses Institut auf Schloß Gutenberg in Liechtenstein blüht frei und frank, wie die Anemone auf diesen Bergeshöhen. Drinnen herrscht ein reges Leben, den Muses und der Arbeit hold, wo Töchter aus guten Familien sich des Geistes und des Herzens Bildung und praktische Kenntnisse für das ernste Leben sammeln. Das Gesunde und Frische dieser jugendlichen Pflänzlinge, wie ich sie bei meinem Besuche kennen lernte, freute mich in der Seele und ich schied mit dem Gedanken: wenn ich so ein Böglein wär, flög ich hieher. Gines nur fand ich bedenklich. Eine Nonne kniete in der Hauskapelle vor dem Tabernakel — ohne Zweifel Umsturfspläne brütend für das arme deutsche Reich.

Nicht weit über dem Schlosse, auf der Spitze des Hügels erheben sich die Ruinen der einstigen Beste Gutenberg. Als ihren Erbauer nennt die Sage den römischen Kaiser Curio, der — des Glaubens wegen aus Rom vertrieben — Zuflucht in diesen rhätischen Thälern suchte. In Folge der Betheiligung der Edlen

von Gutenberg am Mord des Kaisers Albrecht I. (1308) ging die Burg derselben an die österreichischen Herzoge über, in deren Besitz sie bis in die neuere Zeit geblieben ist. Das ritterliche Geschlecht der Romschwage, deren Stamm heute noch fortlebt, bewohnte und vertheidigte Jahrhunderte lang die Burg mannhafte, ohne sich je zur Uebergabe zwingen zu lassen.

Im Schwabentriege drang eine Schaar Schweizer-Eidgenossen über den Rhein, um die Burg zu bezwingen. Mit großer Kühnheit rückten sie an die Thore der äußern Ringmauern, innerhalb deren sie eine Viehherde entdeckten, und sungen an, die Thore mit Aexten einzuschlagen, was aber mißlang. Einer der Berwegensten suchte außerhalb der Beste durch eine geheime Oeffnung hinaufzuzuklettern. Schon war er oben angelangt, als eine nervige Faust seine Gurgel erfaßte und ihn in die Tiefe hinabschleuderte. Die Oeffnung aber, wo der arme Eidgenosse seinen unfreiwilligen Rückzug antrat, heißt noch jetzt das „Schweizerloch“.

Nicht lange darauf erschienen die Schweizer wieder, 4000 Mann stark, vor der Beste. Sie hatten eine Hauptbüchse, „welche einen Stein, so groß wie ein Hut,“ schleuderte und mehrere Schlangenbüchsen sammt einem französischen Büchsenmeister mitgenommen. Allein beim ersten Schuß barst die große Maschine in hundert Stücke; die kleinern Geschosse aber, welche gegen das Dach gerichtet waren, wurden von den Belagerten in der Beste mit Besen und Ofenwischen weggekehrt, den Belagerern zum Hohn. Die erzürnten Eidgenossen beschloßen nun, die Burg auszuhungern, was ihnen auch schier gelungen wäre. Als aber die Noth in der Beste auf's Höchste gestiegen war, half der glückliche Einfall eines Burgknechtes aus der verzweifeltsten Lage. Er füllte den Magen der letzten, eben geschlachteten Kuh mit dem letzten Ueberreste von Korn und warf ihn über die Mauern unter die Mannen hinab. Diese studirten lange an diesem sonderbaren Meteor herum und erschraaken nicht wenig bei der Wahrnehmung, daß die Leute in der Beste noch so großen Kornvorrath hätten, um damit selbst ihr Vieh füttern zu können. Da dächte es sie, die Uebergabe möchte sich zu lange hinausschieben; sie waren aber des Liegens und Harrens schon müde und zogen also mit Büchsen und Büchsenmeistern ab.

Heute liegt diese einst so stolze Burg in Trümmern. Nur ein Madonnabild steht einsam in einer Nische der zerfallenen Burgkapelle; zu ihm kommen die Schloßfräulein täglich herauf, um der Mutter Gottes im Himmel ein Liedchen zu singen.

Verborgen aber in diesen Mauern, so erzählt die Sage, lebt eine schöne Jungfrau, eine Grafentochter, schon seit Jahrhunderten hieher gebannt. Einmal erschien sie einem Knaben des Dorfes, der in die Ruine hinauf kam, um Erdbeeren zu sammeln. Sie war wunderschönen Angesichtes; ihr Gewand war strahlend weiß und goldne Locken wallten von ihrem Haupte. Den Knaben bei der Hand fassend, bat sie ihn, mit ihr ein „Kränzchen“ zu tanzen, das heißt, siebenmal im Kreise sich zu schwingen; doch dürfe er dabei kein „Sterbenswörtchen“ verlauten lassen. Schon war die sechste Schwingung glücklich geschehen, als bei der letzten der Knabe einen Aufschrei nicht mehr unterdrücken konnte. Erschrocken ließ ihn sogleich die Jungfrau aus den Armen gleiten und rief bitterlich weinend aus: „Weh mir, nun muß ich noch hundert Jahre leiden!“ und verschwand. Seitdem ist sie nicht wieder gesehen worden.

Der Ausblick von der Burg über Thal und Feld ist sehr schön. In nicht großer Entfernung rauscht der Rheinstrom vorüber, auf beiden Seiten mit Wuhungen und Dämmen eingeschränkt. Die Dichter nennen ihn den „Vater Rhein“. Der liechtensteinische Bauer aber will von dieser poetischen Bezeichnung nichts wissen und er hat seine guten Gründe. Denn hier gleicht der Strom nicht sowohl einem gemüthlichen Alten, als vielmehr einem unbändigen Jungen, der in Sturm und Drang seine Flegeljahre durchmacht und die Bauern hier zu Lande nur zu unsanft aus dem Winterschlaf aufweckt und sie des Segens ihrer Felder selten froh sein läßt. Obwohl daher dieser herrliche Strom eine Pflanzstätte ist, weckt sein Name doch, so oft er wiederkehrt, im Gemüthsleben des Landmannes, der sich eben weniger um Aesthetiker und Poeten kümmert, wenn sein Geldbeutel Schaden leidet, eine merkliche Verstimmung. Der Rhein